

JULIO
CORT
DIE
ÁZAR
GEWINNER
R

ROMAN

SUHRKAMP

SV

An Bord eines Luxuskreuzfahrtschiffs häufen sich kuriose Begebenheiten. Die Fahrt wird nach ein paar Stunden unterbrochen. Angeblich geht eine Seuche um, weswegen die Passagiere sich nicht frei bewegen dürfen. Einer von ihnen erleidet einen gewaltsamen Tod, andere lassen sich auf unkonventionelle Liebesaffären ein. Schlag auf Schlag offenbart sich, wie die Reisenden in einer immer bedrohlicher werdenden Situation reagieren, wer mit wem paktiert und wie die latente Angst schließlich zur offenen Konfrontation eskaliert, als eine Gruppe mit Gewalt versucht, das Geheimnis zu ergründen.

Die Gewinner zeichnet Cortázar als präzisen Dramaturgen aus, der zudem souverän über alle Mittel eines versierten Kriminalschriftstellers verfügt.

Julio Cortázar, 1914 in Brüssel geboren, lebte bis 1951 in Buenos Aires und ist 1984 in Paris gestorben. Sein umfangreiches Gesamtwerk weist ihn als einen der bedeutendsten Autoren des 20. Jahrhunderts aus.

Julio Cortázar

Die Gewinner

Roman

Aus dem Spanischen
von Christa Wegen

Suhrkamp

Die spanische Originalausgabe erschien 1960
unter dem Titel *Los premios*
bei Editorial Sudamericana, Buenos Aires

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 2179
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988
© 1960, Julio Cortázar and Heirs of Julio Cortázar
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Brian Barth
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24283-4

Was soll der Romanschriftsteller mit den Alltagsmenschen, den Leuten von ganz gewöhnlicher Art anfangen, und wie soll er sie dem Leser vorführen, um sie ihm einigermaßen interessant zu machen? Sie in der Erzählung ganz zu übergehen, ist untunlich, weil die Alltagsmenschen immer und überall das unumgängliche Bindeglied der Ereignisse des Lebens bilden. Wollte man einen Roman, um Interesse zu erregen, nur mit scharf ausgeprägten Charakteren oder gar nur mit seltsamen, nie dagewesenen Persönlichkeiten anfüllen, so würde man damit gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen.

Dostojewski, *Der Idiot*, IV, 1.

PROLOG

»Die Marquise ging um fünf«, dachte Carlos López. »Wo zum Teufel habe ich das gelesen?«

Er saß im »Café London«, Ecke Calle Perú und Avenida de Mayo; es war zehn nach fünf. Die Marquise ging um fünf? López schüttelte den Kopf, um die lückenhafte Erinnerung zu verscheuchen, und probierte sein Quilmes Cristal. Das Bier war nicht kalt genug.

»Wenn man jemanden aus seinen Gewohnheiten reißt, ist er wie ein Fisch auf dem Trockenen«, sagte Dr. Restelli und starrte auf sein Glas. »Ich bin so an den süßen Mate um vier gewöhnt, wissen Sie. Werfen Sie mal einen Blick auf die Frau, die da aus der U-Bahn kommt; ich weiß nicht, ob Sie sie sehen können, es sind so viele Passanten. Dort geht sie, die Blonde meine ich. Ob wir wohl so blonde und rassige Mitreisende auf unserer Kreuzfahrt antreffen werden?«

»Das bezweifle ich«, sagte López. »Die schönsten Frauen reisen immer auf einem anderen Schiff. So ist das nun mal, es ist ein Jammer.«

»Ah, diese skeptische Jugend! Ich bin aus dem Alter für Verrücktheiten heraus, obwohl ich natürlich ab und zu noch ganz schön auf die Pauke hauen kann. Meinen Optimismus habe ich mir jedenfalls bewahrt, und so wie ich in meinem Gepäck drei Flaschen Schnaps aus Catamarca in Reserve halte, so bin ich auch fast sicher, daß wir uns der Gesellschaft schöner Mädchen erfreuen werden.«

»Wir werden ja sehen, falls wir überhaupt je ablegen«, sagte López. »Wo wir gerade von Frauen sprechen: da kommt eben eine herein, für die es sich lohnt, Ihren Kopf um etwa siebzig Grad zur Calle Florida hin zu drehen. So . . . stop. Die, die mit dem ungekämmten Kerl spricht. Sie sehen ganz so aus wie die, die mit uns an Bord gehen werden. Obwohl ich verdammt sein will, wenn ich weiß, wie die aussehen, die mit uns an Bord gehen werden. Wie wär's mit noch einem Bier?«

Dr. Restelli nickte zustimmend. López dachte, daß ihn Restelli mit seinem steifen Kragen und der blauseidenen Krawatte mit den violetten Tupfen ganz erstaunlich an eine Schildkröte erinnerte. Er benutzte einen Kneifer, welcher die Disziplin an dem Gymnasium

gefährdete, wo er argentinische Geschichte unterrichtete und López Spanisch. Sein Äußeres und sein Unterricht hatten ihm verschiedene Spitznamen eingetragen, die von ›Schwarzer Kater‹ bis ›Wiedehopf‹ reichten. ›Und was für Spitznamen mögen sie mir gegeben haben?‹ dachte López heuchlerisch; er war sicher, daß die Jungs sich mit Der-López-aus-dem-Telefonbuch oder irgend etwas in der Art zufriedengaben.

»Ein prachtvolles Geschöpf«, meinte Dr. Restelli. »Es wäre bestimmt nicht übel, wenn sie bei der Kreuzfahrt mitmachen würde. Es ist vermutlich die Aussicht auf Seeluft und Tropennächte, aber ich muß schon gestehen, daß ich mich ganz außerordentlich ange-regt fühle. Auf Ihre Gesundheit, Kollege und Freund!«

»Auf die Ihre, Doktor und Mitgewinner«, sagte López und ließ den Pegel seiner Halben empfindlich sinken.

Dr. Restelli schätzte (mit einigen Einschränkungen) seinen Freund und Kollegen durchaus. Auf den Lehrerkonferenzen war er im allgemeinen mit den phantasievollen Notenvorschlägen von López nicht einverstanden, der sich darauf versteifte, hartgesot-tene Faulenzer zu verteidigen und andere, die zwar weniger faul waren, es dafür aber liebten, bei Klassenarbeiten abzuschreiben oder Zeitung zu lesen, während er gerade bei Vilcapugio war (wo es doch so schon vertrackt genug war, eine ehrenvolle Erklärung für die Prügel zu finden, die Belgrano von den verfluchten Spaniern bezogen hatte). Doch abgesehen von seinem etwas leichtfertigen Wesen zeigte sich López als ausgezeichnete Kollege und war immer bereit anzuerkennen, daß die Ansprache zum neunten Juli von Dr. Restelli gehalten werden mußte, welcher endlich in aller Bescheidenheit den Bitten Dr. Guglielmettis und dem ebenso herzlichen wie unverdienten Drängen des gesamten Lehrerzim-mers nachzugeben pflegte. Alles in allem war es ein Glück, daß López in der Touristenlotterie gewonnen hatte und nicht der schwarze Gómez, oder die Englischlehrerin aus der dritten Klasse. Mit López konnte man auskommen, auch wenn er gelegentlich einem übertriebenen Liberalismus huldigte, fast schon einer verwerflichen linken Gesinnung, und *das* konnte er bei niemandem dulden. Aber: Er mochte Mädchen und Pferderennen.

»Gerade vierzehn Lenze, verfielst du Tangowonnen und einem Lotterleben«, trällerte López halblaut vor sich hin. »Weshalb haben Sie ein Los gekauft, Doktor?«

»Ich mußte vor Frau Réboras Überredungskünsten kapitulieren, Herr Kollege. Sie wissen ja, wie diese Frau ist, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Hat sie Ihnen auch so zugesetzt? Jetzt schulden wir ihr natürlich Dank dafür, wie man gerechterweise zugeben muß.«

»Mich hat sie mindestens acht Pausen lang deswegen gelöchert«, sagte López. »Unmöglich, sich in die Rennergebnisse zu vertiefen, wenn so eine Bremse herumschwirrt. Und das Merkwürdige dabei ist, daß ich nicht begreife, was sie für ein Interesse daran haben konnte. Im Grunde ist es doch eine Lotterie wie jede andere.«

»Oh, nein. Verzeihen Sie, Sonderziehung, etwas ganz anderes.«

»Aber weshalb hat Madame Rébora Lose verkauft?«

»Es wird vermutet«, sagte Dr. Restelli geheimnisvoll, »daß der Verkauf dieser Ausspielung für ein bestimmtes, sagen wir einmal ausgewähltes Publikum gedacht war. Wahrscheinlich hat der Staat, wie schon bei historischen Anlässen, unsere Damen um ihre freundliche Mithilfe gebeten. Es konnte ja auch nicht Sinn der Sache sein, daß sich die Gewinner unter Personen aus dem, sagen wir einmal gemeinen Volk hätten mischen müssen.«

»Sagen wir einfach einmal so«, stimmte López zu. »Aber Sie vergessen, daß die Gewinner das Recht haben, bis zu drei Angehörige auf die Partie mitzunehmen.«

»Mein lieber Kollege, wenn meine verstorbene Frau und meine Tochter, die Frau des jungen Robirosa, mich hätten begleiten können . . .«

»Natürlich, natürlich«, sagte López. »Sie sind ein Sonderfall. Aber sehen Sie, warum sollten wir wie die Katze um den heißen Brei schleichen: wenn ich plötzlich so verrückt wäre, etwa meine Schwester einzuladen, würden Sie schon sehen, wie das mit dem gemeinen Volk ist, um Ihre eigenen Worte zu gebrauchen.«

»Ich glaube nicht, daß Ihr Fräulein Schwester . . .«

»Sie selbst würde das auch nicht glauben«, sagte López. »Aber ich versichere Ihnen, sie ist eine von denen, die andauernd ›was?‹ sagen und ›kotzen‹ für ein schlimmes Wort halten.«

»Der Ausdruck ist wirklich ein wenig stark. Ich ziehe ›brechen‹ vor.«

»Sie dagegen neigt mehr zu ›übergeben‹ oder ›nicht bei sich behalten‹. Und was sagen Sie zu unserem Schüler?«

Dr. Restelli ließ von seinem Bier ab und zeigte unverhohlene Enttäuschung. Nie würde er verstehen, daß Frau Rébora, eine lästige, jedoch keineswegs dumme Person, die obendrein einen nicht ganz unbedeutenden Namen trug, sich von dem übermäßigen Drang, ihr Kontingent Lose zu verkaufen, zu der Erniedrigung hatte hinreißen lassen, Schülern der Oberklassen Losnummern anzubieten. Als trauriges Ergebnis eines jener Glückszufälle, wie sie nur in gewissen, vielleicht apokryphen Chroniken des Casinos von Monte Carlo berichtet werden, hatte nun außer López und ihm selbst auch der Schüler Felipe Trejo einen Gewinn gezogen, der Schlechteste seiner Klasse und dazu höchstwahrscheinlich der Urheber gewisser undefinierbarer Geräusche, die nur zu häufig während seines Unterrichts in argentinischer Geschichte zu hören waren.

»Glauben Sie mir, López, solches Gesindel sollte man gar nicht erst auf das Schiff lassen. Unter anderem ist er minderjährig.«

»Nicht nur er kommt aufs Schiff, er bringt auch seine Familie mit«, sagte López. »Das habe ich von einem Reporter, den ich kenne und der etwas über die wenigen Gewinner geschrieben hat, die er auftreiben konnte.«

Armer Restelli, armer ehrwürdiger ›Schwarzer Kater‹. Die Schule würde ihre Schatten über seine ganze Reise werfen, falls sie überhaupt reisen sollten, und das metallische Lachen Trejos würde ihm jeden Flirtversuch verderben, das Werben um Neptuns Gunst, das Schokoladeneis und die Seenotübungen, die doch immer so lustig waren. ›Wenn er wüßte, daß ich mit Trejo und seiner Bande an der Plaza Once Bier getrunken habe und durch sie das mit dem ›Schwarzen Kater‹ und dem ›Wiedehopf‹ weiß . . . Der Ärmste, für ihn steht ein Lehrer auf einem Sockel, wie ein Standbild.«

»Das könnte ein gutes Zeichen sein«, sagte Dr. Restelli hoffnungsvoll. »Die Familie wirkt mäßigend. Meinen Sie nicht? Ach natürlich, was sollte auch dagegen sprechen?«

»Schauen Sie sich mal die beiden Zwillinge oder Beinahe-Zwillinge an, die von der Calle Perú herkommen«, sagte López. »Da überqueren sie gerade die Avenida. Sehen Sie die zwei?«

»Ich weiß nicht«, sagte Dr. Restelli. »Eine in Weiß und die andere in Grün?«

»Genau. Vor allem die in Weiß.«

»Sie sieht gut aus. Ja, die in Weiß. Hm, tolle Beine! Der Gang

vielleicht eine Idee zu hektisch. Ob sie wohl zu dem Treffen kommen?«

»Nein, Doktor, sie gehen offensichtlich weiter.«

»Ein Jammer. Ich sage Ihnen, ich hatte einmal solch eine Freundin. Verblüffende Ähnlichkeit.«

»Mit der in Weiß?«

»Nein, der in Grün. Ich werde nie vergessen . . . aber das dürfte Sie kaum interessieren. Oder doch? Dann noch ein Bierchen, es dauert sowieso noch eine halbe Stunde, bis sich die Gruppe versammelt. Sehen Sie, das Mädchen kam aus allerbesten Familie und wußte, daß ich verheiratet war. Trotzdem – um es kurz zu machen – warf sie sich mir in die Arme. Nächte, mein Freund . . .«

»Ich habe nie daran gezweifelt, daß Sie Ihr Kamasutra beherrschen«, sagte López. »Noch zwei Bier, Roberto.«

»Die Herren haben vielleicht einen tollen Durst«, sagte Roberto.

»Man merkt, daß es schwül ist. Es steht in der Zeitung.«

»Wenn es in der Zeitung steht, dann ist auch nicht dran zu rütteln«, sagte López. »Langsam habe ich so meine Vermutungen, wer unsere Reisegefährten sein werden. Sie machen alle das gleiche Gesicht wie wir, halb belustigt, halb mißtrauisch. Schauen Sie sich nur einmal um, Doktor, Sie werden es nach und nach erkennen.«

»Wieso mißtrauisch?« fragte Dr. Restelli. »Diese Gerüchte sind völlig unbegründet. Sie werden sehen, daß wir genauso auslaufen werden, wie es auf der Rückseite des Loses beschrieben ist. Schließlich steht der Staat hinter der Lotterie; es ist nicht irgendeine x-beliebige Tombola. Sie wurde in den besten Kreisen verkauft, und es wäre abwegig, irgendwelche Unregelmäßigkeiten zu vermuten.«

»Ich bewundere Ihr Vertrauen in die bürokratische Ordnung«, sagte López. »Man sieht, daß es gewissermaßen Ihrer inneren Ordnung entspricht. Bei mir dagegen sieht es wie in einer Gerümpelkammer aus, ich bin mir nie irgendeiner Sache sicher. Nicht daß ich der Lotterie direkt mißtraue, obwohl ich mich schon mehr als einmal gefragt habe, ob sie nicht wie damals die Gelria-Sache enden wird.«

»Das war eine Sache von Agenturen, wahrscheinlich jüdischen«, sagte Doktor Restelli. »Sogar der Name, wenn man es recht überlegt . . . Nicht daß ich antisemitisch wäre, wie ich mit Nachdruck

betonen möchte, doch schon seit Jahren beobachte ich die Unterwanderung durch diese Rasse, die in anderer Hinsicht, wenn Sie so wollen, recht verdienstvoll ist. Auf Ihr Wohl.«

»Auf das Ihre«, sagte López und unterdrückte ein Lachen. Die Marquise ... würde sie wirklich um fünf gehen? Durch die Tür, welche auf die Avenida de Mayo führte, kamen und gingen die gleichen Leute wie immer. López nutzte einen vermutlich völkerkundlichen Exkurs seines Gesprächspartners, um sich genauer umzusehen. Fast alle Tische waren besetzt, doch nur an wenigen herrschte so etwas wie das Reisefieber mutmaßlicher Mitfahrer. Eine Schar Mädchen verließ das Café in dem üblichen Durcheinander, mit Stolpern, Lachen und Blicken nach möglichen Kritikern oder Bewunderern. Eine Frau kam herein, mit mehreren Kindern im Schlepptau, und steuerte auf den kleinen Salon mit den vertrauenerweckenden Tischdecken zu, wo andere Frauen und friedliche Paare kalte Getränke, Törtchen oder höchstens ein kleines Bier zu sich nahmen. Ein junger Mann (aber ja, der ist dabei) kam mit einem sehr hübschen Mädchen herein (aber die hoffentlich auch), und die beiden setzten sich an einen Tisch in der Nähe. Sie waren nervös, sahen sich mit einer falschen Natürlichkeit an, welche ihre Hände, die an Handtaschen und Zigaretten herumfingerten, ungewollt Lügen strafte. Draußen beharrte die Avenida de Mayo auf ihrem üblichen Durcheinander: Die Abendausgabe wurde ausgerufen, ein Lautsprecher pries irgend etwas an. Über allem lag das gleißende Licht eines Sommertags um halb sechs (die Zeit war falsch wie so oft, wenn sie zu früh oder zu spät kommt) und eine Mischung aus dem Geruch nach Benzin, heißem Asphalt, Eau de Cologne und feuchtem Sägemehl. López kam es seltsam vor, daß ihm die Touristenlotterie je irrational erschienen war. Nur wer schon sehr lange an Buenos Aires gewöhnt war – um nicht mehr zu sagen, um nicht metaphysisch zu werden –, konnte das Schauspiel als rational akzeptieren, das ihn umgab und mit einschloß. Die chaotischste Vorstellung vom Chaos verblaßte vor diesem Wirrwarr bei vierunddreißig Grad im Schatten, diesem Kommen und Gehen, Hin und Her, Hüten und Aktentaschen, Polizisten und ›La Razón‹-Abendausgabe, Bussen und Bier – alles zugleich in jedem Bruchteil jeder Sekunde zusammengedrängt und sich in jedem folgenden Sekundenbruchteil schwindelhaft verändernd. Jetzt gingen die Frau mit dem roten Rock und der

Mann mit dem karierten Jackett im Abstand von zwei Pflasterquadraten aneinander vorbei, genau in dem Augenblick, da Dr. Restelli seine Halbe zum Munde führte und das wunderhübsche (o ja, und ob) Mädchen einen Lippenstift hervorholte. Jetzt wandten die beiden Passanten einander den Rücken zu, das Glas bewegte sich langsam nach unten, und der Lippenstift schrieb das ewige, geschwungene Wort. Wem, ja wem konnte die Lotterie merkwürdig vorkommen.

II

»Zwei Kaffee«, bestellte Lucio.

»Und ein Glas Wasser bitte«, sagte Nora.

»Sie bringen immer Wasser mit dem Kaffee«, sagte Lucio.

»Das stimmt.«

»Außerdem trinkst du es nie.«

»Heute habe ich Durst.«

»Ja, es ist heiß hier drinnen«, sagte Lucio in verändertem Tonfall. Er lehnte sich über den Tisch. »Du siehst erledigt aus.«

»Nun, mit dem Gepäck und all den Erledigungen...«

»Im Zusammenhang mit ›erledigt‹ klingt ›Erledigungen‹ komisch«, sagte Lucio.

»Ja.«

»Du bist tatsächlich erledigt.«

»Ja.«

»Heute nacht wirst du gut schlafen.«

»Hoffentlich.« Wie gewöhnlich sagte Lucio die unschuldigsten Dinge in einem Tonfall, den sie zu verstehen gelernt hatte. Wahrscheinlich würde sie heute nacht nicht gut schlafen, denn dies würde ihre erste Nacht mit Lucio sein. Ihre zweite erste Nacht.

»Liebling«, sagte Lucio und streichelte ihre Hand. »Allerliebster Lieblingsliebling.«

Nora erinnerte sich wieder an das Hotel in Belgrano, an die erste Nacht mit Lucio; aber das war kein wirkliches Erinnern, eher ein bißchen weniger Vergessen.

»Dummkopf«, sagte Nora. Ob der Ersatz-Lippenstift wohl in ihrem Necessaire war?

»Der Kaffee ist gut«, sagte Lucio. »Glaubst du, daß sie bei dir zu Hause schon irgend etwas bemerkt haben? Nicht, daß es mir etwas ausmachte, nur um Ärger zu vermeiden.«

»Mama denkt, ich ginge mit Mocha ins Kino.«

»Morgen werden sie höllischen Krach schlagen.«

»Jetzt können sie nichts mehr machen«, sagte Nora. »Wenn ich daran denke, wie sie mich an meinem Geburtstag gefeiert haben... Ich werde vor allem an Papa denken. Papa ist nicht schlecht, aber Mama macht mit ihm, was sie will, und mit den anderen genauso.«

»Hier wird es von Minute zu Minute heißer.«

»Du bist nervös«, sagte Nora.

»Nein, aber ich wollte, wir gingen endlich an Bord. Findest du es nicht komisch, daß sie uns erst hierher bestellen? Vermutlich bringen sie uns mit einem Bus zum Hafen.«

»Wer wohl die anderen sein mögen?« sagte Nora. »Die Frau da in Schwarz... meinst du?«

»Nein, die verweist ganz bestimmt nicht. Vielleicht die zwei, die sich dort an dem Tisch unterhalten.«

»Es müssen aber noch viele andere sein, mindestens zwanzig.«

»Du bist ein bißchen blaß«, sagte Lucio.

»Das kommt von der Hitze.«

»Nur gut, daß wir uns so sehr ausruhen werden, daß wir schließlich ganz gerädert sind«, sagte Lucio. »Hoffentlich geben sie uns eine gute Kabine.«

»Mit heißem Wasser«, sagte Nora.

»Ja, und mit Ventilator und Bullauge. Eine Außenkabine.«

»Warum sagst du Kabine und nicht Kajüte?«

»Ich weiß nicht. Kajüte... Kabine klingt einfach besser. Kajüte erinnert so an Jute und armselige Schlafstellen. Hab ich dir erzählt, daß die Jungens vom Büro kommen wollten, um uns zu verabschieden?«

»Uns verabschieden?« sagte Nora. »Aber wieso? Dann wissen sie also Bescheid?«

»Nun, um *mich* zu verabschieden«, sagte Lucio. »Sie wissen überhaupt nichts. Der einzige, mit dem ich darüber geredet habe, ist Medrano, im Club. Er ist vertrauenswürdig. Du mußt bedenken, daß er die Reise auch mitmacht, und da war es besser, es ihm vorher zu sagen.«

»Daß er auch gewonnen hat«, sagte Nora. »Ist das nicht unglaublich?«

»Frau Apfelbaum hat uns Zehntellose von derselben Gewinnnummer angeboten. Der Rest muß irgendwo über La Boca verstreut worden sein, ich weiß auch nicht. Warum bist du so hübsch?«

»Unfug«, sagte Nora und ließ Lucio ihre Hand nehmen und festhalten. Wie immer, wenn er vertraulich und eindringlich mit ihr redete, entzog sich Nora höflich, ohne ihm mehr als eben das Stückchen nachzugeben, das nötig war, um seine Gefühle nicht zu verletzen. Lucio betrachtete ihren lächelnden Mund, der gerade so weit geöffnet war, daß man zwei Reihen sehr weißer und kleiner Zähne erkennen konnte; weiter hinten gab es eine Goldplombe. Wenn sie bloß heute nacht eine gute Kabine bekämen, wenn Nora heute nacht bloß gut schlief. . . . Da war so vieles auszulöschen (aber nein, da war überhaupt nichts: nur dieses lächerliche Nichts war auszulöschen, dem sie so hartnäckig nachhing). Er sah Medrano durch die Tür zur Calle Florida hereinkommen, inmitten einer Horde von Vorstadttypen und einer Frau, die eine Spitzenbluse trug. Fast erleichtert hob er den Arm. Medrano entdeckte ihn und kam an ihren Tisch.

III

Während der Hundstage ist die U-Bahn gar nicht so übel. Zwischen den Stationen Loria und Perú hat man zehn Minuten, um etwas abzukühlen und einen Blick in die ›Crítica‹ zu werfen. Schwierig war bloß gewesen, sich davonzumachen, ohne daß Bettina allzu viele Fragen stellte; doch Medrano hatte ein Klassentreffen des Jahrgangs '35 erfunden, ein Abendessen im ›Loprete‹, dem noch irgendwo ein Aperitif vorausgehen sollte. Er hatte seit der Lotterieziehung so viel gelogen, daß die letzte und fast schon kümmerliche Lüge nicht einmal mehr der Rede wert war.

Bettina war im Bett geblieben, nackt, mit dem Ventilator auf dem Nachttisch, und las Proust in der Übersetzung von Menasché. Sie hatten sich den ganzen Vormittag über geliebt, mit kurzen Pausen dazwischen, um etwas zu schlafen und Whisky oder Coca-Cola zu trinken. Nachdem sie ein kaltes Hähnchen gegessen hatten, diskutierten sie über den Wert der Werke Marcel Aymés, über

Emilio Ballagas' Gedichte und die Kursschwankungen der mexikanischen Währung. Um vier stellte sich Medrano unter die Dusche, und Bettina schlug den Proust auf (sie hatten noch einmal miteinander geschlafen). Während er in der U-Bahn voll mitfühlendem Interesse einen Schüler beobachtete, der sich redlich abmühte, wie ein harter Bursche auszusehen, summierte Medrano im Geiste die Beschäftigungen des heutigen Tages und befand sie für gut. Jetzt konnte der Samstag beginnen.

Er schaute in die ›Crítica‹, dachte aber weiter an Bettina; und daß er noch immer an Bettina dachte, erstaunte ihn ein wenig. Der Abschiedsbrief (erbetrachtete ihn gern als posthum) war in der vergangenen Nacht geschrieben worden, während Bettina schlief – ein Fuß schaute unter dem Laken hervor, und das Haar bedeckte die Augen. Alles war erklärt worden (natürlich mit Ausnahme von all dem, was ihr an Gegenargumenten einfallen würde), die persönlichen Dinge aufs vorteilhafteste geregelt. Mit Susana Daneri hatte er auf die gleiche Weise gebrochen, sogar ohne wie diesmal das Land zu verlassen; immer wenn er Susana begegnete (gewöhnlich auf Vernissagen, unvermeidlich in Buenos Aires), lächelte sie ihn wie einen alten Bekannten an, ohne jede Spur von Groll oder Wehmut. Er stellte sich vor, wie er zu Pizarro gehen und dort auf Bettina treffen würde – eine freundliche, lächelnde Bettina. Ja, selbst wenn sie nur lächeln sollte. Aber das Wahrscheinlichste war, daß Bettina nach Rauch zurückkehren würde, wo ihre untadelige Familie sie in völliger Ahnungslosigkeit erwartete, und dazu der Unterricht in der Landessprache an gleich zwei Schulen.

»*Doctor Livingstone, I suppose*«, sagte Medrano.

»Ich möchte dir gern Gabriel Medrano vorstellen«, sagte Lucio.

»Setzen Sie sich doch, und trinken Sie etwas!«

Medrano schüttelte Noras etwas schüchterne Hand und bestellte einen trockenen Martini. Nora fand ihn älter, als sie es bei einem Freund von Lucio erwartet hätte. Vierzig mußte er mindestens sein, aber der Anzug aus italienischer Seide und das weiße Hemd standen ihm so gut . . . Lucio würde es nie lernen, sich so zu kleiden, selbst wenn er Geld hätte.

»Was halten Sie von all diesen Leuten?« fragte Lucio. »Wir haben gerade versucht zu erraten, wer wohl auf die Reise mitkommt. In den Zeitungen stand, glaube ich, eine Liste, aber ich habe sie nicht.«

»Zum Glück war die Liste nicht sehr zuverlässig«, sagte Medrano. »Abgesehen von meiner Person haben sie noch die Namen von zwei, drei anderen ausgelassen, die die Öffentlichkeit scheuten oder eine familiäre Katastrophe vermeiden wollten.«

»Und dann sind da ja noch die Begleitpersonen.«

»Ah, ja«, sagte Medrano und dachte an die schlafende Bettina.

»Da drüben entdeckte ich gerade Carlos López mit einem sehr würdig aussehenden Herrn. Kennen Sie die beiden?«

»Nein.«

»López kam bis vor drei Jahren in den Club; ich kenne ihn von damals. Es muß wohl gewesen sein, kurz bevor Sie Mitglied wurden. Ich erkundige mich mal, ob er mit von der Partie ist.«

López war mit von der Partie, und sie begrüßten sich, hocherfreut darüber, einander wiederzusehen, und das unter solchen Umständen. López stellte Dr. Restelli vor, der meinte, Medranos Gesicht käme ihm bekannt vor. Als der Nachbartisch frei wurde, nutzte Medrano die Gelegenheit, um Nora und Lucio herüberzuholen. Dies alles brauchte seine Zeit, denn im »London« kann man nicht so einfach aufstehen und die Plätze wechseln, ohne offenkundiges Mißfallen beim Bedienungspersonal heraufzubeschwören. López rief Roberto, und Roberto brummelte bärbäßig vor sich hin, half aber bei dem Umzug und steckte einen Peso Trinkgeld ein, ohne sich zu bedanken. Die Vorstadtypen fingen an laut zu werden und verlangten ihr zweites Bier. Die Unterhaltung war nicht leicht zu dieser Tageszeit, wo jedermann Durst hatte und sich alle wie die Ölsardinen im »London« zusammendrängten, wobei sie den letzten Atemzug Sauerstoff für den zweifelhaften Ausgleich einer Halben oder eines Tonicwassers opferten. Zwischen der Bar und der Straße gab es keinen großen Unterschied mehr; eine dicht gedrängte Menschenmenge mit Paketen, Zeitungen und Aktentaschen – vor allem Aktentaschen in den verschiedensten Größen und Farben – wälzte sich jetzt die Avenida hinauf und hinunter.

»Kurzum«, sagte Dr. Restelli, »wenn ich recht verstanden habe, werden wir, die wir hier versammelt sind, das Vergnügen haben, diese angenehme Kreuzfahrt miteinander zu verleben.«

»Das werden wir«, sagte Medrano. »Ich fürchte allerdings, daß ein Teil jenes lautstarken Symposiums dort drüben links sich unserer Gemeinschaft ebenfalls anschließen wird.«